

(Nachdruck verboten.)

25]

## Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Die Sonne zögerte noch, als ob sie sie nur ungern verließ. Ueber ihnen war noch Geflatter in den Zweigen und man hörte das letzte Gezitscher der Vögel. Der Wind legte sich und ihre Stimmen blieben die einzigen Beherrscher der Luft.

Dann erkönte ein fernes Freudengeschrei; das Hurrarufen der Leute vom Pachthof bei der Ankunft der Messiah. Es weckte Philipp wie aus einem Nausch.

„Das ist Wahnsinn,“ dachte er. „Was soll daraus werden?“

„Er wird sich jetzt endlich erklären,“ sagte sie zu sich selbst.

Ihre Fröhlichkeit verwandelte sich in Schwermut, und aus der Schwermut brach wieder eine wilde Lustigkeit hervor. Die Nacht sank jetzt herab, der Mond ging auf, die Sterne erschienen. Sie schloß sich enger an seine Seite und fing an, ihm eine Herzensgeschichte zu erzählen. Sie näherten sich gerade dem Hause, wo die Hexe gewohnt hatte. Dort drüben, die Hütte ohne Dach, das zerfallene Haus unter den dunklen Bäumen, das wie ein Sterker aussah.

„Haben Sie niemals von ihr gehört, Philipp, nein? Die Leute nannten sie des Deemsters Schäschen.“

„Welches Deemsters?“ fragte Philipp.

„Des jetzigen, von dem man sagt, daß er sterben wird!“

„Deemster Mylrea liegt schon im Sterben. Er bringt sich selbst um. Ich habe ihn heute gesehen,“ sagte Philipp.

„Nun, sein Schäschen war die Tochter des Hufschmieds und er verließ sie. Da ward sie verrückt, verfluchte ihn und sagte, sie sei sein Weib, obschon sie nicht mit ihm in der Kirche gewesen, und er dürfe nie eine andre heiraten. Ihr Vater jagte sie aus dem Hause, und sie wohnte hier oben ganz allein; dann kam auch noch ein Kind; man sagt, sie habe es getötet, und jedermann wach ihr aus. Inzwischen war ihr Geliebter ein großer, großer Herr geworden und wurde zum Deemster ernannt. Er hat aber niemals, nein, niemals geheiratet, obschon man ihm von Zeit zu Zeit bald diese, bald jene Dame zudachte. Wenn man es aber der Hexe erzählte, so lachte sie nur und erwiderte: „Laßt ihn nur, es wird ja doch nichts draus.“ Endlich wurde sie alt und ging an zwei Stöcken und sah aus, als ob sie jeden Tag sterben würde. Da stahl er sich aus seinem großen Hause, ohne daß es jemand wußte, und schlich hierher in die Hütte der Frau. Und als sie den alten Mann sah, sagte sie: „Bist Du nun endlich gekommen? Du hast mich lange warten lassen, Schatz, Du hast mich lange warten lassen.“ Und dann starb sie. War das nicht seltsam?“

Ihre dunklen Augen sahen zu ihm auf und ihr Mund bebte.

„War das ihre Zauberkraft?“ fragte Philipp.

„O nein; sie konnte es nur, weil er ihr Gatte war. Daran hielt sie ihn fest. Das große Haus und der große Name hatte ihn von ihr weglockt, aber er mußte doch zu ihr zurückkommen. Und einer Frau ergeht es ebenso. Wenn ein Mädchen einmal das Weib eines Mannes geworden ist, muß es ihm anhängen. Sollte es ihm je untreu werden, so muß es doch zu ihm zurückkehren. Es zwingt sie etwas. Aber nur, wenn sie sein echtes Weib ist, wirklich und wahrhaftig. Wie herrlich das ist! Ist es nicht herrlich?“

„Glauben Sie das im Ernst, Rätche? Glauben Sie, daß ein Mann, gerade so wie ein Weib, sich dann noch fester gebunden fühlen würde?“

„Er könnte gar nicht anders, Philipp.“

Philipp versuchte sich einzureden, daß dies nur Stragepinste eines Mädchenkopfes seien, und doch beschämte ihn ihre Zuversicht. Sie ließ ihre feuchte Hand wieder in die seine gleiten und schmiegte sich immer dichter an ihn, als sie jetzt zu dem verlassenen, in Trümmern liegenden Hause kamen. Eine Fledermaus schwirrte über ihren Köpfen hin und Rätche stieß einen leisen Schrei aus. Dann schoß eine Kacke unter einem Stachelbeerstrauch hervor und sie schrie auf vor Schreck. Er hörte ihre unregelmäßigen Atemzüge und spürte den Duft ihres aufgelösten Haars. Sein Herz drohte ihm die Brust

zu zersprengen — seine Augen brannten. Er kämpfte einen schweren Kampf voll Pein und Entzücken.

„Sie hat recht“, dachte er. „Die Liebe ist doch das Beste. Sie ist alles. Sie ist die Krone des Lebens. Soll ich sie für den gleichenden Schein weltlichen Erfolges hingeben? — Denk an den Deemster! Ohne Weib, ohne Kind, vereinsamt leben, vereinsamt sterben, unbedauert und unbetrüert. Es ist ja keine Schlechtigkeit, die Du vorhast. Dein Vater ist tot, Du kannst ihm weder Freud' noch Leid bringen. Das Mädchen aber lebt! Sie liebt Dich. Liebe sie wieder. Laß die scheinheiligen Heuchler predigen, was sie wollen.“

Sie hatte ihre Hand wieder frei gemacht und schlich von ihm fort in das ungewisse Dunkel, mit leisem Tritt und wie ein Lichtstrahl verschwiegend.

„Rätche!“ rief er.

Er hörte ihr Lachen, er hörte das träumerische Gemurmel der Bergschlucht, er atmete den Duft der Finstersträuche. „Aber das ist ja Wahnsinn,“ dachte er wieder. „Es ist nichts als das Fieber einer Stunde. Gebe ich jetzt nach, so bin ich fürs ganze Leben zu Grunde gerichtet. Das Mädchen tritt zwischen mich und meine Ziele, meine Gelübde, mein Werk — zwischen alles. Sie hat mich verlockt und ich bin weich wie Wachs.“

„Rätche!“

Sie gab keine Antwort.

„Kommen Sie her zu mir, Rätche, schnell. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„Reißen Sie ab,“ sagte sie, zurückkommend, und hielt ihm einen Apfel an den Mund; sie hatte ihn in dem verwilderten Garten gepflückt.

„Hören Sie mir zu! Ich verlasse Ramsey für immer . . . beabsichtige nicht mehr an den nördlichen Gerichtshöfen zu praktizieren . . . will mich in Douglas niederlassen . . . dort ist der beste Verdienst . . . das Schlimmste dabei ist nur, daß wir uns so bald nicht wiedersehen werden — nein, lange nicht, verstehen Sie wohl, viele Jahre nicht . . . ja vielleicht —“

Zögernd hatte er begonnen und stoßend fortgeföhren; er stieß die Worte heraus und zitterte beim Klang seiner eignen Stimme.

„Philipp, Sie dürfen nicht gehen!“ schrie sie auf.

„Es wird mir schwer, Rätche, sehr schwer. Ich werde mich immer freundlich, um nicht zu sagen mit inuiger Zärtlichkeit der glücklichen Jugendtage erinnern.“

„Philipp, Philipp, Sie dürfen nicht gehen, Sie können nicht gehen, Sie sollen es nicht!“

Er sah, wie ihre Brust sich unter der losen, roten Bluse hob und senkte. Sie umfaßte seinen Arm und zog ihn näher zu sich.

„Wollen Sie mich nicht schonen? Soll ich mich zu Tode schämen? Muß ich es Ihnen wirklich selber sagen? Wenn Sie nicht sprechen wollen, will ich's. Sie können mich nicht verlassen, Philipp . . . weil . . . weil — was frag' in demnach — weil ich Dich liebe!“

„O, sagen Sie das nicht, Rätche!“

„Ich liebe Dich, Philipp . . . ja, ja, ich liebe Dich!“

„Wollte Gott, ich wäre nie geboren!“

„Ich will Dir zeigen, wie süß es ist, zu leben. Nimm mich — nimm mich hin. Ich bin Dein!“

Mit glühendem Gesicht blickte sie zu ihm auf. Er wankte, als wär er vom Schwindel ergriffen. Es war schrecklich, sie anzusehen. Doch er kämpfte noch.

„Obschon fern, werden wir doch an einander denken, Rätche.“

„Ich will vom Aneinanderdenken nichts wissen. Ich will Dich besitzen, Dich selbst!“

„Unsre Herzen werden immer beisammen sein.“

„Dann komm, Philipp, komm zu mir!“

„Der beste Teil unsrer Herzen — unsre Seelen . . .“

„Doch ich — ich will nur Dich! Willst Du mich noch einmal schamrot machen . . . Ja, Dich will ich, Philipp! Ich muß Deine Augen haben, um sie jeden Tag sehen zu können, Dein Haar, daß ich es mit meinen Händen streicheln kann, Deine Rippen — was kann ich dafür? — ja, Deine Rippen, um sie wieder und wieder zu küssen!“

„Rätche, Rätche! Wende die Augen hinweg! Sieh mich

nicht so an!" Sie kämpfte auf Tod und Leben — es galt jetzt oder nie.

"Wenn Du nicht zu mir kommen willst, so komm' ich zu Dir!" schrie sie und warf sich ihm an die Brust. Da ging alles unter in wilder Verwirrung, die Beeren der Tollkirche schlugen ihm auf die Stirn und der Mond und die Sterne verschwanden.

"Mein Liebchen, mein Schatz, mein Mädchen!"

"Nun gehst Du doch nicht mehr fort?" schluchzte sie.

"Gott verzeih' mir's — ich kann nicht."

"Küsse mich. Ich fühle, wie Dein Herz klopft — Du bist mein — mein, mein! Sage, daß Du mich nun nicht mehr verlassen wirst."

"Gott verzeihe uns beiden!"

"Küsse mich noch einmal, Philipp! Verachte mich nicht, weil ich Dich mehr liebe als mich selber!"

Sie meinte, sie lachte, das Herz schlug ihr bis zum Hals heraus. Im nächsten Augenblick hatte sie sich seiner Umarmung entzogen und war fort.

"Kätthe, Kätthe!"

Ihre Stimme kam von dem verfallenen Hause her:

"Philipp!"

#### XXIV.

Mannanin, der alte Zauberer\*), hatte nach seiner Gewohnheit die Insel in Nebel gehüllt und ein nach Liverpool bestimmtes Dampfschiff, daß bei verminderter Fahrgeschwindigkeit im Ungewissen umherirrte, war ein paar Striche nördlich vom Kurse abgewichen. Es ließ das Nebelhorn über das windstille Meer erschallen, und der höllische Ton gellte weit hin, als rufe der Teufel seine Heerjahren aus dem Chaos heraus.

Jetzt fiel etwas aus der undurchsichtigen Luft und setzte sich einen Augenblick auf das feuchte Tau an der Kajütentreppe; einer der Passagiere erkannte es.

"Meiner Treu! Es ist ein Vogel, ein Sperling," schrie er.

In demselben Augenblick fuhr ein Windstoß daher, der Nebel stieg und ein großer runder Rücken trat aus dem weißen Schleier hervor, wie ein gespenstiger Berg.

"Das ist die Insel Man," rief der Passagier. Stimmen des Zweifels wurden laut. "Es ist das Galf, sag' ich Euch, Leute. Glaubt mir, daß ich's weiß." Und augenblicklich wurde die Maschine umgesteuert.

Der Passagier, ein handfester Mann mit einem Schein von Blässe unter der rotbraunen Gesichtsfarbe, ging in fieberhafter Aufregung auf dem Deck hin und her, manchmal stieß er mit rauher Stimme einen Freudenschrei aus, dann ließ er wieder ein heiseres Lachen hören, das in einem gurgelnden Ton endete, der wie ein Schluchzer klang.

"Können Sie mich hier ans Ufer setzen, Kap'tän?"

"Bedaure, das geht nicht an. Wir haben schon Zeit verloren."

Er hatte einen Hund bei sich, ein kleines, mißgestaltetes häßliches Geschöpf, den nahm er auf den Arm, streichelte ihn und gab ihm die kräftigsten Liebesnamen, die er mit unbeschreiblichen Lauten der Zärtlichkeit begleitete. Dann ging er zu seiner Lagerstelle in der zweiten Kajüte hinunter, öffnete ein Kästchen mit Briefen, nahm einen nach dem andern heraus und lehnte sich an die Pfortklappe, um sie zu lesen. Er hatte sie schon früher gelesen und konnte sie auswendig, er fuhr aber mit dem breiten Zeigefinger unter den Zeilen hin und buchstabierte sie Wort für Wort. Dabei lachte er laut auf, sprach mit sich selbst und lachte wieder. "Sie befindet sich wohl und ist glücklich und sieht sehr hübsch aus. Wenn sie Dir nicht schreibt, so glaube nur nicht, daß sie Dich vergessen hat."

"Gott segne sie . . . Und auch ihn. Gott segne sie beide."

Er ging wieder hinauf aufs Deck, denn er konnte es nicht lange an einem Fleck aushalten. Die Luft war jetzt etwas bewegt und er sog seine Lungen voll und atmete tief. Die Insel sank wieder in das Meer zurück, von einem blaffen, silbergrauen Lichte umflossen. Ein Maschinenist und ein Schürer lehnten über die Platte, um sich abzukühlen.

"Nun sind Sie wohl glücklich, he?"

"Froh wie ein Schneekönig, Maat, nur unmenschlich hungrig. Tiffin\*\*") sagen Sie? Ach, das Herz hat seinen

Hunger so gut wie der Magen, und meines hat seit den letzten fünf Jahren zum mindesten sehr magere Kost gehabt. Sehen Sie dort die Insel, die wie eine Silbermöve auf dem Wasser liegt? Sieht sie nicht aus, als ob sie gleich untertauchen wollte? Das ist meine Heimat, mein Vaterland, wie man's nennt; und vor kaum drei Wochen sah's nicht danach aus, als sollte ich das verdorrte alte Ding jemals wieder sehen. Doch Gott meint es gut mit mir, und ich bin wieder glücklich auf dem Damme. Ich bin selbst ein Manksmann, Maat, und da drüben wartet eine kleine Manksfrau auf mich. Ich bring' ihr zwar nur, wie man sagt, ein altes Hemde zum Ausbessern mit, aber wie froh sie sein wird, das stellt sich keiner vor. Es ist gefährlich, eine Frau zu überraschen, da diese zarten Geschöpfe so leicht Krämpfe kriegen, drum will ich ihr 'nen Telegraphen von der Station senden. Wetter! die Freude, die sie schon über den Burfchen haben wird, der es ihr bringt! Er bekommt gewiß einen Sicepence und einen Trunk Buttermilch. So sind sie nun einmal, die armen, kleinen Dinger, können keine gute Nachricht vertragen, wenn jemand wieder nach Hause kommt und dergleichen — haben nicht viel Mark in den Knochen, die Frauensleute — müssen immer gleich weinen, können's nicht hindern. Sie sind eben weicherziger als unsereiner, und wenn jemand fünf Jahre fort gewesen ist . . . Bei Gott! wir kommen doch vorwärts. Die Insel ist fast verschwunden, wahrhaftig. Oder sind's meine Augen, die nicht mehr so hell sehen seit meiner Kugelwunde! Ach, Gott ist doch fürchtbar gut!"

Er konnte nicht weiter sprechen und brach plötzlich ab; die beiden andren sahen sich nach ihm um, aber der Passagier stolperte schon die Kajütentreppe hinunter.

"Wenn je ein Mensch auferstanden ist von den Toten, so ist's dieser da," sagten die beiden andren einstimmig.

#### Dritter Teil.

##### I.

Philipp war unterlegen; er wußte es, war aber nicht entmutigt, nicht unglücklich. Er hätte kein Mensch sein müssen, um der völligen Hingabe von Kätthens Liebe widerstehen zu können. Daher hatte er kein Unrecht begangen; es war nichts gefehlen, dessen er sich zu schämen brauchte. Als er jedoch in Vakkre aufkam, trat er nicht wie gewöhnlich rasch in Tante Nans Zimmer, obgleich dort noch Licht brannte und er sie mit Nadel und Schere hantieren hörte; er schlich die Treppe zu seiner eignen Stube hinauf und setzte sich hin, einen Brief zu schreiben. Es war der erste Liebesbrief, den er schrieb.

Ich werde die Tage, die Stunden, die Minuten zählen, bis wir uns wieder sehen, mein Liebchen, und werde mich beständig fragen, ob es noch nicht Zeit ist. Da wir nun soviel fern von einander sein müssen, so laß uns ein Mittel erfinden, um doch beisammen zu sein. Horch auf, ich will Dir das Geheimnis ins Ohr flüstern. Morgen abend und jeden Abend ist Punkt acht Uhr zu Nacht; ich werde dasselbe thun, und so werden wir mit einander zu Abend essen, mein Weibchen, obgleich zwanzig Meilen zwischen uns liegen. Wenn mich jemand zum Abendessen einladet, schlag' ich es aus, um mit Dir zusammen zu sein. "Ich habe schon einem Freunde zugesagt," werde ich antworten und mich dann allein in mein Zimmer setzen. Du aber wirst bei mir sein."

In wonnevollem Entzücken schrieb er diesen Brief an Kätthe, obgleich er sie erst vor einer Stunde verlassen hatte, und ging dann aus, ihn auf die Post zu bringen. Mit seitwärts gewendetem Kopf hinter sich blickend, stieg er auf den Fußzehen wieder die Treppe hinauf, als Tante Nans Stimme ihm aus der blauen Stube zurief: "Philipp!"

Er kam mit verlegenem Gesicht zurück; ihm war zu Mute wie noch nie — gewissermaßen als ob er nackt wäre. Tante Nan sah ihn aber nicht an. Sie stückte ein Lamm auf ihrem Modelltuch und langte über den Rahmen, um ihm etwas zu geben, das sie aus einem Schubfach nahm. Es war ein Medaillon mit einem Kinderkopf, das Bild eines kleinen Knaben mit langen, blonden Locken, wie Mädchen sie tragen, und einem Gesicht wie lauter Sonnenschein.

"Was das der Vater, Tante?"

"Ja, ein französischer Maler, der mit Thurot hier landete, hat es für Großvater gemalt."

Philipp legte es auf den Tisch. Er war mehr denn je überzeugt, daß Tante Nan etwas wußte. Sie wollte ihn auf ihre sanfte Art warnen, und er konnte ihr darob nicht zürnen.

"Ich bin heute schläfrig, Tante, und Du siehst auch müde

\*) Mannanin ist der Name eines Zauberers, der durch seine Macht die Vorüberfahrenden verhindert, die Insel Man zu sehen, indem er sie in Nebel hüllt.

\*\*\*) Die Bezeichnung des Lamm bei den Anglo-Indiern.

aus. Du bist meinethalben aufgeblieben. Das mußt Du wirklich nicht thun. Ueberdies beschränkt es einem auch die Freiheit."

"Das macht nichts, Philipp. Du sagtest. Du würdest nach Deinem Besuche bei dem armen Deemster nach Hause kommen, daher blieb ich . . ."

"Es steht schlimm um ihn, Tante. Der Trunk — Delirium — ein graufiges Elend! Nun, gute Nacht."

"Hast Du die Briefe gelesen, lieber Junge?"

"Gewiß. Vaters Briefe. Ja, ich hab' sie gelesen. Gute Nacht."

"Sind sie nicht herrlich? Ahnen sie nicht das edelste Streben und wahre Begeisterung? Und doch — der arme Vater! Wie rasch war dieser Glanz dahin. Doch hat er niemals darüber gemurrt. Nein, nie. Im Gegenteil, er pflegte über unfre Luftschlösser und Träume zu lachen und zu scherzen. Du mußt nun alles allein vollbringen, Nannie, und bekommst dafür auch allen Kuchen und Wein." Ja, als er schon dem Tod verfallen war, machte er noch solche Späße. Manchmal aber wurde er ernst und dann sagte er wohl: Sieb' dem kleinen Philipp doch etwas ab. Er wird es mehr verdienen als ich. O Gott", sagte er oft, "laß mich, wenn es mit mir zu Ende ist, wenigstens denken: Du hast das Gute im Leben verfehlt, doch dein Sohn hat's erreicht; du liegst in deiner Gruft, er aber steht auf den Höhen des Lebens; liege nur still, du armes, hochstrebendes Herz, liege nur still hier im Grabe und ruhe aus."

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

k. „Aus dem Reiche des Minos“ ist ein fesselnder Artikel von Arthur Milchhöfer betitelt, den er in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht. Er faßt darin die bisherigen Ergebnisse der für die Kenntnis der ältesten Geschichte Griechenlands so außerordentlich wichtigen Ausgrabungen des Engländers J. A. Evans zusammen, die gerade jetzt wieder durch neue Funde das allgemeine Interesse auf sich lenken. In dem gewaltigen Palaste von Knossos, dessen bereits ausgegrabene Hälfte allein über 100 Meter Länge und 50 Meter Breite hatte, nahmen die Reste des bemalten Wandverputzes ganz besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Beste, was von den Malereien hier erhalten ist, verbannt man zum Teil einer technischen Unvollkommenheit. Der Kalksteinnörtel der äußersten Studflächen war mit den Bruchsteinwänden durch eine schlecht haftende Lehmenschicht verbunden, so daß sich größere obere Teile desselben während des Unterganges, der zuletzt durch eine große Feuersbrunst herbeigeführt worden sein muß, abzulösen und mit verdeckter Bildseite auf dem Fußboden zu lagern vermochten. Da Evans beim Abtragen der Erde in horizontalen Schichten alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln traf und die abgefallenen Studfragmente erst von der Rückseite durch Gipsverguß festigte, gelang es, eine Reihe von Frescobildern aus dem höchsten Altertum wieder zu gewinnen, die nicht nur zum Wertvollsten der Knossischen Funde gehören, sondern auf dem Boden des griechischen Altertums bisher fast einzigartig und jedenfalls unübertroffen dastehen. Die erhaltenen Proben monumentaler, dekorativer und künstlerischer Ausstattung des Palastes schließen sich bereits zu einem sehr vielseitigen Bilde von dem Können und dem Geiste jenes Zeitalters — Hauptbestandteile des Baues müssen bereits der Zeit um das Jahr 2000 angehören, die großen Wandbilder dem 15. Jahrhundert, und die Zerstörung fällt kaum später als in das 13. — zusammen. Die, man darf sagen, sensationelle Tatsache bei diesen Malereien liegt auf künstlerischem Gebiete. „Die sichere und lebensvolle Zeichnung, die Reinheit und das Ebenmaß der Züge“, schreibt Milchhöfer, „hebt diese Leistungen weit über den Stil und das Können ägyptischer Maler hinaus; man muß nahezu den Sprung eines Jahrtausends machen und vor den Ateliers des klassischen Griechentums anknüpfen, um Ebenbürtigem zu begegnen, und es will viel bedeuten, wenn sich auch heute mancher Archäologe, dem die attischen Meisterwerke durch langjährige Beschäftigung ans Herz gewachsen sind, das Geständnis abringt, daß diese Werke an feinstempfindender Ausführung seinen „strenggeometrischen“ Vasenbildern mindestens gleichkommen.“ Der „Thronsaal“, der den ältesten Thron Europas, einen feineren, mit hoher Rücklehne versehenen Sessel von sehr bemerkenswerter tektonischer Gliederung auf niedriger Basis, enthält, war mit Freskomalereien geschmückt, die, den erhaltenen Resten zufolge, die freie Natur durch Flußlandschaft mit Fischen, Palmbäumen und Gebirgsmotiven versinnlichten. Monumentale Wanddecorationen enthalten auch breite Zugänge, so besonders ein von Evans „Corridor of Procession“ genannter Hauptweg, dessen beide Wandflächen mit lebensgroßen Figuren geführter, nur mit einem buntgemusterten Leinwandurzug bekleideter Jünglinge mit Männern in reicher Festtracht und mit Frauen, deren Geschlecht nur an der helleren Hautfärbung der nackten Teile erkennbar ist, bemalt waren. Wiederholt findet sich die Darstellung eines Stiers, nicht nur in Malerei, sondern auch in reliefplastischer Arbeit in Gipsstud-

mit hinzugefügter Polychromie; der wahrhaft monumentale, prachtvoll energische Ausdruck eines ziemlich gut erhaltenen Kopfes läßt bereits erkennen, daß diese Werke überhaupt zu den besten Leistungen aller Tierbildnerie gehört haben müssen. In fast pikantem Gegensatz zu diesen monumentalen Arbeiten stehen „Miniaturen“, die auf reichlich gesammelten Studfragmenten gefunden wurden. Diese Darstellungen geben sich als große feilliche Redouten, als Konversations-scenen mit elegant, ja kokett gekleideten Damen, die vor den nicht minder zahlreichen Herren durchaus den Vorrang einzunehmen scheinen. Der Künstler, der sonst die feine, schwarze Umrißzeichnung mit Innentolorierung anwendet, hat die dichten Ansammlungen durch ein originelles Abkürzungsverfahren ausgedrückt, indem er sich auf gedrängte Köpfe und Hälse beschränkte und bei den Gruppen der Männer gleich den ganzen Grund in dem braunroten Fleischtönen gab. So empfängt man den Eindruck einer unendlichen Menge, die auf Höfen, Gärten, vor Mauern und Kultbauten sitzt, lauert, steht, gesittet und flirrt, auch Ballons und Fenster auszufüllen scheint. Besonders sorgfältig coiffiert erscheinen die mit langen Zöpfen ausgestatteten Damen; auch ihr Kostüm erweist sich als ein geradezu raffiniertes Molo; der Oberkörper ist in der Regel bis auf die Weipentaille herab mehr als „dekolletiert“, denn in der Vorderansicht erkennt man als einzige Bekleidung desselben nur weite Puffärmel, die auf der Rücken- und Seitenfläche verbunden sein mußten. Erst von den Hüften abwärts breitet sich ein bunter, mit Querstreifen, Vordrängen oder Bolants besetzter Rock aus. Im Hintergrunde finden sich häufig Aufbauten und Geräte, die wohl durchweg religiösen Charakter tragen. —

ie. Was ist Wachs? Die Bezeichnung Wachs wird gewöhnlich auf irgend einen Stoff angewandt, der dem Bienenwachs im Aussehen, in der Zusammensetzung oder in anderen natürlichen Merkmalen gleicht oder für ähnliche Zwecke verwendet werden kann. Eigentlich aber sollte sie ausschließlich für Bienenwachs, Walrat und ähnliche Stoffe gebraucht werden, die in der chemischen Zusammensetzung und auch mit Bezug auf ihr spezifisches Gewicht eine gewisse Uebereinstimmung besitzen. Echtes Wachs ist verschieden von verfestigten Oelen und Fetten, deren einige auch ganz allgemein zum Wachs gerechnet werden. Das wesentlichste für die Unterscheidung sind außer dem spezifischen Gewicht die Temperatur, bei der der Körper schmilzt und sich verfestigt, und die Löslichkeit in verschiedenen Flüssigkeiten. In den Apotheken werden fünf wachsbähnliche Stoffe gehalten, nämlich gelbes und weißes Bienenwachs, Walrat, hartes Paraffin und Wollseife. Andre Stoffe von wachsbähnlicher Beschaffenheit, die ebenfalls ziemlich allgemein benutzt werden, sind das Carnarba-Wachs, das von den Blättern einer brasilianischen Palmenart gewonnen wird, chinesisches oder Insekten-Wachs, japanisches Wachs und Myrtenwachs (aus den Beeren der Wachsmyrte). —

## Litterarisches.

e. k. Der Brettkönig. Roman von Yvette Guilbert. München, Albert Langen. — Die durch ihre erfolgreichen Gastreisen auch in Deutschland bekannte und viel gesehene Diferse Yvette Guilbert ist unter die Romanschriftsteller gegangen. Ueberraschen konnte dies Faktum eigentlich kaum. Denn sie figurierte ja seit langem auf ihren Programmen als „Dichterin“ wirkungsvoller Chansons und Vortragstücke. Ein Schritt weiter und Yvette glaubte läßt nach den Lorbeeren eines Pola greifen zu dürfen. Es ist nichts Seltenes, daß Brettkönige zur Schriftstellerei verführt werden. Einmal treibt sie die Summe von alterhand Erlebnissen, sich auszusprechen. Das andre Mal giebt ihre künstlerische Betätigung die Rejonanz für eine Uebung, die ich schöngeistigen Flirt nennen möchte, da sothane Schriftstellerei höchst selten über die Beherrschung der Grammatik und über eine gewisse angelesene Technik hinausreicht, aber vom Jenseits des Sprachgeistes, wo das schöpferische Juguenum wurzelt, keinen Hauch verpirt. Bei Yvette Guilbert wird man sich zunächst zu befragen haben, inwieweit sie ein routinierter Pariser Berufsschriftsteller mitgeholt hat. Läßt man die rein schriftstellerischen Qualifikationen aber beiseite, so bleibt doch ein gutes Stück der Schreiberin selber, das sich dem Leser in allem, was sie schildert, offenbart. Denn der Roman ist eigentlich Yvettes Leben. Sie selber hat sich, wenn ich recht unterrichtet bin, vom armen Laufmadel bis zur einzig dastehenden Brettkönigin hinaufgeschwungen, die auch allen deutschen Brettkönigen als unerreichtes Urbild erschienen ist. Nur in Paris war möglich, was Herr v. Wolzogen nebst seinen Nachfahren bei uns einzubürgern sich vergebens bestrebte. Paris ist die wahre Heimat der Rabaretts. Sie blühen nicht bloß im Stadtzentrum in der „Scala“, im „Elorado“, der „Olympia“, „Folies-Bergere“, „Cigale“, oder im „Concert Européen“, „Dian Japonais“ und andre, wo sich die aristokratische Lebewelt beiderlei Geschlechts zu tummeln pflegt. Sondern die kleinen lustigen Kaffeestellen und Schenken in den Stadtvierteln an der Grenze des Reichthums bilden recht eigentlich die Pflanz- und Pflegestätten der Chansons. Leute des Arbeiter- und kleinen Beamtenstandes sind es zumeist, die sich hier unter ibersgleichen eine Art bescheidenen Ruhmes erwerben wollen. „Denn in Paris singt das ganze Volk . . . die Unzufriedenen, wie die Satten“; und mehr als ein bekannter Vortragskünstler begann in einem jener kleinen Lokale seine Laufbahn. Aus dieser Sphäre holte sich Yvette Gilbert ihren Roman. Sonach ist wohl alles eignes Geschicktes und Erlebtes. Der Lebenslauf eines solchen Sängers wird hier geschildert. Ferdinand, der Schneidergeselle, legt Schere und Nadel hin und erhob sich dank seiner Stimme und Kraft der

Mellane rasch zum vielbewunderten „Brettkönig“. Er traf es aber auch gut, der Junge. Loubillon, ein alter ausgedienter Komiker, verhilft ihm zu Ruhm und Reichtum. Dazu kommt Blanche Méfange, eine mittelmäßige Sängerin, aber doch echte Künstlerin nach ihrem Geblüt. Beide, die im Grunde das weichherzige Wesen des Pariser repräsentieren, sind Ferdinands gute Sterne. Auf der Höhe seines Ansehens macht er deshalb auch Blanche zu seiner legitimen Gattin. Und wer wollte darin etwas „Unstößiges“ finden? Denn Blanche betwährt sich als treues liebendes Weib in allen Lagen des Lebens. Nichts ist ja hüfälliger als der Ruhm aller Leute von Brethern und Bretkeln, welsch leßtere, im Guten und Schlimmen, „eine Welt“ bedeuten. Wie Ferdinand gestiegen ist, so muß er auch fallen. Nachdem er vorübergehend entthront wurde, wird er Theaterdirektor, dann Chansonverleger, und zuletzt zieht er mit Weib und Kind auf den Provinzschmierern, am Ende sogar in den Soldatenschenken umher. Hier verliert er durch Schlagfluß seinen einzigen Zungen und wem Pvette mit dieser tragischen Schilderung uns auch unbesriedigt verläßt, so erraten wir unschwer, daß das Künstlerpaar in tiefster Armüseligkeit sein vereinsamtes Dasein wird verbringen müssen. Was in dem Roman interessiert, ist die sociale Sphäre, in die Menschen und Dinge hineingetaucht erscheinen. Pvette schildert das Elend dieser Armen der Kunst, von deren Schweiß und Blut sich ein ganzes Heer von gewinnthätigen Schmarozkern und Gaunern ein sybaritisches Schlemmerleben erpreßt. Das Pariser Gefährtum der „höheren“ und „höchsten“ Stände, die zahllosen Schmocks der bürgerlichen Presse, deren ungeschänte Physiognomien bei ihren deutlichen Bestimmungskollegen sicher für Pvette den ärgsten Anwillen erregen dürfte, die Theateragenten, Unternehmer und sonstigen Parasiten: — sie alle werden hier mehr wahrhaftig als künstlerisch in grelle Beleuchtung gesetzt. Ist der von Paul Bornstein vorzüglich verdentschte Roman auch kein Kunstwerk im höheren Sinne, so verdient er doch gerade wegen seines socialen Gehalts einige aufmerksame Beachtung. —

**Aus dem Tierleben.**

— Ueber Kanalbauten der Viber handelt ein Aufsatz Dr. Hermann Friedrichs im letzten Jahresbericht des Dessauer Friedrichs-Gymnasiums. Die Intelligenz der amerikanischen Viber ist bisher höher eingeschätzt worden, als die der europäischen, weil die ersteren Kanäle bauten, auf denen sie das Holz von den Fällplätzen nach ihren Wohnungen schafften, die letzteren dagegen nicht. Dr. Friedrich ist es nun gelungen, solche Kanäle auch bei den Viberbauten des deutschen Elbgebietes nachzuweisen, und zwar fand er sie in den beiden letzten Wintern im Großflüßner See nordwestlich von Dessau. Sie führen alle von kleinen, mit Bäumen und Gesträuch bestandenen Hügeln des sumpfigen, mit Rohr bewachsenen Ufergeländes nach den in der Nähe der offenen Seefläche liegenden Viberburgen, und der Umstand, daß die Erscheinung bisher unbekannt geblieben war, erklärt sich aus der Unzugänglichkeit der Gegend, in die man nur bei Frostwetter gelangen kann. Nachdem Dr. Friedrich somit die Legende von der geistigen Ueberlegenheit der amerikanischen Viber zerstückelt hat, führt er einen Streich gegen die Anschauung von der Intelligenz des Tieres überhaupt. Habe der Viber diese Kanäle zu einem bestimmten Zweck „gegraben“, so müsse doch das ausgehobene Material irgendwo geblieben sein. Davon aber sind keine Spuren zu entdecken, auch nicht in Amerika. Friedrich meint daher, die Kanäle hätten sich gebildet infolge der Schwere des immer denselben Weg eingehenden Tieres. Nachdem es sich einmal einen Weg nach einem Holzplatz durch das Schilf- und Rohrdickicht gebahnt, habe es ihn immer wieder benutzt und somit eine Rinne ausgehauen und eingedrückt, die sich bald mit Wasser angefüllt habe, so daß es ihn schließlich als Schwimmkanal benutzen konnte.

Dazu bemerkt der „Globus“: Diese Anschauung ist gewiß ganz plausibel; wer aber von der hohen Intelligenz des Vibers überzeugt war, braucht diese Ueberzeugung deshalb noch nicht zu verlieren, sondern kann im Gegenteil einwenden: Ja, der Viber ist noch viel klüger, als man annahm; er hat sogar seine eigne Kanalbautechnik: er gab sich nicht mit dem unsichtlichen Geschäft des Ausgrabens ab, sondern drückte die Kanäle in den Erdboden ein. —

**Astronomisches.**

— Die Entfernungen und Größen einiger Fixsterne. Von den an der nächtlichen Himmelsdecke glänzenden Fixsternen weiß man gegenwärtig mit Gewißheit, daß keiner uns näher steht als 4000 Milliarden Meilen. Wie viel entfernter aber die verschiedenen Sterne von uns oder voneinander sind, ist nur in einzelnen Fällen annähernd bekannt. Der erste Stern, dessen Entfernung zu bestimmen gelang, ist  $\alpha$  im Bilde des Schwan; es ist ein unscheinbares Sternchen sanfter Größe, das aber eine auffallend große Eigenbewegung zeigt. Deshalb schloß schon vor neunzig Jahren Bessel, der Stern müsse uns verhältnismäßig nahe stehen, und in der That fand er die Entfernung desselben für seine Instrumente meßbar. Bezeichnet man die Entfernung der Erde von der Sonne, also eine Distanz von 90 Millionen Meilen, als 1 Sonnenweite, so beträgt die Entfernung des Sternes  $\alpha$  im Schwanz 400 000 Sonnenweiten. Nach den spektroskopischen Messungen bewegt sich dieser Stern durch den Weltraum mit einer Geschwindigkeit von 5 geographischen Meilen in der Sekunde, legt also in jedem Jahre einen Weg von 160 Millionen Meilen zurück,

und doch scheint er infolge seiner ungeheuren Entfernung für das unbewaffnete Auge unbeweglich an seiner Stelle zu verharrten. Würde die Sonne bis zur Entfernung dieses Sterns in den Weltraum hinausgerückt, so würde sie uns als ziemlich heller Stern zweiter Größe erscheinen und fast zwanzigmal heller als der Stern  $\beta$  im Schwan. Folglich ist dieser an und für sich zwanzigmal weniger hell als unsere Sonne. In den letzten Jahren sind auf der Sternkarte in Kapstadt höchst genaue Messungen der Entfernungen einiger Fixsterne ausgeführt worden. Es hat sich dabei ergeben, daß der hellste Stern des Himmels, Sirius, 560 000 Sonnenweiten von uns entfernt ist, und daß seine Leuchtkraft 27mal so groß sein muß als die der Sonne. Würde die Erde sich um den Sirius bewegen, wie sie sich um die Sonne bewegt, so würde die Tageshelligkeit also 27mal intensiver sein wie gegenwärtig, und jedenfalls auch die Erwärmung sehr erheblich größer sein als gegenwärtig, d. h. die Erde wäre für lebende Wesen größtenteils unbewohnbar. Für den drüßhellsten Stern, den Hauptstern im Sternbilde des Centauren, fand sich eine Entfernung von 270 000 Sonnenweiten. Dieser Stern ist ein Doppelstern und jede seiner beiden Komponenten hat nahezu die gleiche Masse wie unsere Sonne, die eine hat auch die nämliche Leuchtkraft wie diese, der andre Stern aber ist zwei- bis dreimal heller; beide stehen 480 Millionen Meilen voneinander entfernt und bewegen sich in 81 Jahren einmal um ihren gemeinsamen Schwerpunkt. Der zweithellste Stern des Himmels, Canopus, ist mindestens zehnmal weiter von uns entfernt, als der Sirius, und daselbe gilt von dem hellen Stern  $\alpha$  im Orion, ebenso von dem Stern erster Größe Spica in der Jungfrau. Diese Sterne müssen also eine erheblich größere Leuchtkraft besitzen als unsere Sonne. Dagegen befindet sich ein überaus lichtschwacher Stern  $\delta$  bis  $\eta$  Größe, der am südlichen Himmel steht und unter allen Fixsternen die scheinbar rascheste Eigenbewegung zeigt, in einer Entfernung von uns, die 665 000 Sonnenweiten beträgt. Seine Leuchtkraft kann nur 0,003 von der Leuchtkraft unserer Sonne sein. Wäre dieser Stern also der Centralkörper, um den sich die Erde bewege, so würde das Tageslicht erheblich geringer sein als gegenwärtig und nur etwa 1800 mal heller als die Erleuchtung, die der Vollmond bewirkt. So weit bis jetzt bekannt, ist Canopus der an und für sich hellste Fixstern und seine Leuchtkraft übertrifft die der Sonne 900fach. Aus dem scheinbaren Glanze eines Fixsterns kann man weder auf seine wahre Leuchtkraft noch auf seine Entfernung von uns schließen, wahrscheinlich ist dagegen heils, daß ein Stern mit grober Eigenbewegung uns verhältnismäßig nahe steht und eine Untersuchung über seine Entfernung rechtfertigt. Der nächste Fixstern bei der Erde ist der oben erwähnte Hauptstern im Centauren, der zufällig ein sehr heller Stern ist, daneben aber auch eine starke Eigenbewegung zeigt. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Sterne zweiter Größe sich durchschnittlich in Entfernungen von etwa 6 Millionen Sonnenweiten befinden mögen, eine Entfernung, die zu durchlaufen der Lichtstrahl nahezu 100 Jahre gebraucht. — („Königliche Zeitung.“)

**Humoristisches.**

— Ein Vielbegehrter. „Na, wie geht's, Kaveri?“  
 „No ja, 's geht scho' mit! Gestern hab' i einjehenta helf'n beim alt'n Wirt, heut bin i Rodell astand'n als nadater Teufel und morg'n thua i an Ministranten macha in der neuen Kirch!“ —  
 — Verbraucht Frau: „Geh, mår mer nich immer von der Natur; das läßt mer sich als Braut gefallen — in da thut mer bloß so.“ — („Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— „Ruhmlose Helden“, vier Balladen und ein Vorspiel von Paul Vuffon, die in Hamburg und Frankfurt a. M. mit Erfolg in Scene gingen, gelangen in der nächsten Spielzeit am Berliner Theater zur Aufführung. —  
 — Emil Höfer, der erste Charakterdarsteller des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, wurde auf mehrere Jahre für das Lessing-Theater gewonnen. —  
 — Glucks „Orpheus“ wird in nächster Saison in der großen Pariser Oper in der einst vom Komponisten eigens für diese Bühne geschaffenen Bearbeitung zur Aufführung gelangen. —  
 — Ein Denkmal für Franz Liszt ist am Sonnabend in Weimar enthüllt worden. —  
 — Ein Verein für volkstümliche Kunstpflege wurde in München gegründet. Es sollen billige Volks-Sinfoniekonzerte und Arbeiterkonzerte, sowie Recitationsabende abgehalten werden. —  
 — Bei einer Gemälde- und Bronzenversteigerung in Paris brachte Corots Bild „Der Gargasoc“ 231 000 Fr. —  
 — In Paris gelangen diese Woche die noch nicht versteigerten Teile der großen Japan-Sammlung Sawayaki, bestehend in Holzsnitten, Zeichnungen und illustrierten Büchern, zum Verkauf. Hervorzuheben ist ein kleines buddhistisches Gebetbuch aus dem Jahre 764 n. Chr., das für den ältesten Holzdruck gilt. —